

Fortsetzung

## Warum man ihnen keine Wahl liess

Gerade jetzt taucht Schwarzenbachs Foto wieder öfters auf, weil 50 Jahre nach der Einführung des Frauenstimmrechts an Frauen erinnert wird, die mutiger und progressiver waren als die Zeit, in der sie lebten. Nur: Für Annemarie Schwarzenbach war die Einführung des Schweizer Frauenstimmrechts in keinem Artikel und keinem Brief ein Thema.

Wie kann das sein – bei einer Frau, die so freiheitsliebend war? Die Frage weist über Schwarzenbach hinaus: Wenn wir ihr nachgehen, können wir besser verstehen, warum es so unglaublich lange dauerte, bis auch die Schweiz das Frauenstimmrecht einführte.

### Männer schrieben über Frauenstimmrecht

Als Schwarzenbach 1908 geboren wurde, war die Diskussion ums Frauenstimmrecht seit zwanzig Jahren ein öffentliches Thema: Bereits 1887 hatte die Bündner Historikerin Meta von Salis in der «Zürcher Post» das Stimm- und Wahlrecht für Frauen eingefordert. Auch in Schwarzenbachs Umfeld wurde darüber geschrieben: Als sie Anfang der 1930er-Jahre zusammen mit zwei Journalisten einen Reiseführer über die Schweiz erarbeitete, erwähnte einer ihrer Kollegen die Diskussion über das Frauenstimmrecht – in einem kurzen Exkurs, in dem der NZZ-Journalist Hans Rudolf Schmid an die Urgrossmütter von Tessiner Frauen erinnerte, die «zu einer Zeit, wo noch kein Mensch ans Frauenstimmrecht dachte, an manchen Orten das Zepter der Gerechtigkeit schlangen, nämlich wenn zu wenig Männer im Dorf waren».

Warum aber hat sie selbst nicht über die Forderung nach dem Stimmrecht geschrieben? Gemeinhin wird angenommen, dass Annemarie Schwarzenbach sich bei Schweizer Themen zurückhielt oder gar Selbstzensur übte, um nicht in Konflikt mit ihrer konservativen Familie zu geraten. Aber war etwa ihre deutschfreundliche Mutter tatsächlich gegen das Frauenstimmrecht, wo der nördliche Nachbar doch bereits 1919 das Wahlrecht für beide Geschlechter eingeführt hatte?

Wir wissen nur, dass Annemaries Cousin James Schwarzenbach über Jahrzehnte hinweg ein entschiedener Gegner war – bis zu einem überraschenden Meinungswechsel, den er im Juni 1970 vollzog, als im Parlament die entscheidende Debatte über das Frauenstimmrecht stattfand: Bis vor zwei Jahren sei er noch ein klarer Geg-

ner des Stimmrechts für Frauen gewesen, sagte James Schwarzenbach damals. Aber dann habe er bei der Abstimmung über die von ihm initiierte Überfremdungsinitiative die Erfahrung gemacht, dass auch Frauen für seine fremdenfeindlichen Positionen zu gewinnen waren. Deshalb war James Schwarzenbach doch noch fürs Schweizer Frauenstimmrecht.

Aber selbst wenn sich noch weitere Mitglieder der Schwarzenbach-Familie gegen das Frauenstimmrecht ausgesprochen haben sollten, greift der familiäre Erklärungsansatz zu kurz. Denn der Druck auf die Schweizer Frauen war viel umfassender. Das zeigen Briefe, die kürzlich auftauchten. Darunter befindet sich ein Schreiben vom März 1938, in dem Annemarie Schwarzenbach über einen Besuch auf der Redaktion der Basler «National-Zeitung» berichtet – die ihr wichtigster Auftraggeber war, weil keine andere Zeitung so viele Texte von ihr veröffentlichte.

Doch im Frühjahr 1938 kam es zum Eklat: Otto Kleiber, der damals seit bald zwanzig Jahren als Feuilletonchef amtierte, reagierte mit «Missbilligung» auf das Äusserer der damals knapp 30-jährigen Schwarzenbach. Konkret soll sich Kleiber über ihr «Bubenhaar» und ihre «mangelnde weibliche Anmut» abfällig geäussert haben, was Annemarie Schwarzenbach «über die Massen» aufregte, wie es in ihrem Brief heisst.

### Lieber Lyrik und Exotik statt Politik und «Bubenhaar»

Auf Anhieb erstaunt die Reaktion des Feuilletonchefs, wurde der androgyne Look doch seit den späten 1920er-Jahren in Illustrierten gefeiert. Aber offensichtlich hatte Kleiber Mühe zu akzeptieren, dass dieser Look nicht nur eine Mode war. Mit Schwarzenbachs «Bubenhaar» war ja auch ein politisches Anliegen verbunden: Die Geschlechtergrenzen sollten sich so weit auflösen, dass für alle alles möglich sein kann.

Für Schwarzenbach waren die Kommentare des Feuilletonchefs denn auch nicht auf ihr Äusseres beschränkt. Sie waren für sie «ein Symptom» dafür, dass Kleiber ein grundsätzliches Problem hatte – auch mit ihrer journalistischen Arbeit. Denn offensichtlich wollte Kleiber lieber feuilletonistisch-impressionistische Texte, die «flüssig und munter» waren – statt wirtschaftlich-politische Reportagen, die sich mit den harten Realitäten der damaligen Zeit beschäftigten.

Dagegen wehrte sich Schwarzenbach «entschieden», wie sie schreibt. Tatsächlich gelang es ihr immer wieder, in der Schweiz Texte zu veröffentlichen, die sich mit sozial-politischen Fragen beschäftigten. So schrieb sie ein Porträt

der Journalistin Dorothy Thompson, die in den USA fürs Frauenstimmrecht kämpfte, was auch in Schwarzenbachs Text erwähnt wird. Ihr Thompson-Porträt erschien 1941 – nicht etwa in der liberalen «National-Zeitung», sondern im «Schweizer Frauenblatt».

### Den afghanischen Nomadinnen näher als den Schweizerinnen

Obwohl sie nur mit dem Trick über das Ausland die Schweizer Verhältnisse beleuchten konnte, zahlte Schwarzenbach für ihre Texte einen hohen Preis: Zeitweilig entfremdete sie sich so stark von ihrer Heimat, dass sie sich den afghanischen Nomadinnen näher fühlte als den Schweizerinnen. Und um ihre Reisen zu finanzieren, brauchte sie Geld von ihrer Familie, denn für ihre Texte erhielt sie von den Zeitungen zu wenig.

Die ökonomischen Realitäten waren es denn auch, die bei vielen Frauen aus Schwarzenbachs Bekanntenkreis ein Gefühl von Machtlosigkeit erzeugten: Die Literatin Floriania Storrer zum Beispiel musste sich nach dem frühen Tod ihres Mannes als «Hilfsredakteurin» der «National-Zeitung» verdingen. Ihr vertraute sich Schwarzenbach an, als Kleiber sich abfällig über sie äusserte.

Andere aus Schwarzenbachs Freundeskreis traf es noch weitaus härter: «Schönheit – ein Kapital», wird in Schwarzenbachs Roman «Flucht nach oben» einer Figur ins Ohr geflüstert, mit der die Autorin ihre Freundin Maud Thyssen porträtierte. Zwei Jahre nachdem Schwarzenbach das Manuskript ihres Romans abgeschlossen hatte, sollte Thyssen ihr «Kapital» verlieren: Bei einem Seitensprung mit dem Fürsten Alexis Mdivani baute Mauds Geliebter einen Autounfall. Mdivani starb noch am Unfallort, Maud zog sich schwere Gesichtsverletzungen zu.

Ihr Ehemann, der Industrielle Heinrich Thyssen, liess sich nach dem Unfall von ihr scheiden. Danach verlor Maud Thyssen den Boden unter den Füssen: 1970, als das Parlament für das Frauenstimmrecht stimmte, war sie entmündigt. Maud Thyssen starb 1977 völlig vereinsamt in Zürich.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde der Freiraum für Frauen nochmals eingengt. Nicht nur gab es jetzt ein Neutralitätsgebot, das Schwarzenbach zu respektieren hatte, wenn sie publizieren wollte. Auch die Rolle der Frau wurde im Zuge der Geistigen Landesverteidigung nochmals stark beschränkt: Während der Mann in der «Sphäre des Willens und des Verstandes» Grösse erlangen konnte, sei dies für Frauen nur als «Gattin und Mutter» möglich. So steht es in einem Text des IKRK-Präsidenten Max Huber, den Schwar-



Die Schönheit war ihr Kapital, das sie bei einem Auto-unfall verlor: Maud Thyssen  
Foto: ETH-Bibliothek



Emmy Rado (l.) arbeitete für den Geheimdienst, Dorothy Simpson kämpfte für das Frauenstimmrecht in den USA  
Fotos: Getty Images/Dartmouth Library Archives & Manuscripts

# Bücher zum Schweizer Frauenstimmrecht

Von den Pionierinnen bis in die Gegenwart: Wie sich die Frauen ihre politischen Rechte erkämpften

### Zur Einführung Vom Stimmrecht zur Gleichstellung



Wie funktionierte das mit den kantonalen Abstimmungen zum Frauenstimmrecht? Welche Argumente wurden ins Spiel gebracht? Welche Rolle spielten die Europäische Menschenrechtskonvention oder die Vorlage zum Zivilschutzdienst von 1957 bei der Durchsetzung des Frauenstimmrechts? Alle diese Fragen beantwortet Werner Seitz, früherer Abteilungsleiter im Bundesamt für Statistik, in seiner chronologischen Darstellung – mit viel statistischem Zahlenmaterial, ohne sich hinter diesem zu verstecken. Seitz' Rekonstruktion endet nicht 1971, sondern zeigt auf, wie die Frauen danach weiterkämpften, damit sie gleichberechtigt in den politischen Institutionen vertreten waren. Und welche Rolle der «Brunner-Effekt» und weitere Faktoren spielten.

Werner Seitz: «Auf die Wartebank geschoben». Chronos, 294 S., ca. 39 Fr.

### Die Pionierinnen Wie alles begann



Weil in der Schweiz alles so lange dauerte, wird gern vergessen, dass der Kampf ums Frauenstimmrecht bereits früh begann. Das zeigt nun die Historikerin Franziska Rogger in ihrem neuen Buch am Beispiel der Pionierin Julie Ryff (1831–1908). Die gebürtige Baslerin gebar nicht weniger als 13 Kinder und wurde Witwe. Ab dann setzte sie sich kompromisslos für die Sache der Frau ein, nachdem sie während fünf Jahren um ihre Lebensversicherung gekämpft hatte. Überraschend an diesem Rückblick ist das internationale Netzwerk der Schweizer Frauen, vor allem mit den USA. Besonders beeindruckend ist der Kampf um die Gleichberechtigung im Zivilgesetzbuch, an dem sich Julie Ryff intensiv beteiligte.

Franziska Rogger: «Wir werden auf das Stimmrecht hinarbeiten!». NZZ, 331 S., 40 Fr.

### Auf dem Weg zur Gleichberechtigung Frauenstimmrecht – und dann?



Die Brücke in die Gegenwart schlägt dieses Buch, das Denise Schmid herausgegeben hat: In fünf Kapiteln werden die Jahrzehnte nach 1971 beleuchtet, wobei so unterschiedliche Aspekte wie Kinderbetreuung, Lesbenkultur und die Folgen von #MeToo für die Schweizer Frauen zur Sprache kommen. Ergänzt werden die zeithistorischen Kapitel um Porträts, etwa der ersten Bundesrichterin Margrith Bigler-Eggenberger oder der Bankerin Antoinette Hunziker-Ebnetter. Aus dem reich bebilderten Buch lernen wir auch, dass es der «Blick» fertiggebracht hatte, nach der Annahme des Frauenstimmrechts eine nackte Frau aufs Titelblatt zu setzen, die sich mit einer Blume in der Hand für den Ausgang der Abstimmung bedankte.

Denise Schmid (Hg.): «Jeder Frau ihre Stimme». Hier+Jetzt, 328 S., ca. 40 Fr.